

»Zu jedem Unrecht sofort Nein sagen«

TRIBÜNE-Gespräch mit Trude Simonsohn

TRIBÜNE: Am 16. Oktober werden Sie in der Paulskirche zur Ehrenbürgerin der Stadt Frankfurt ernannt. Sie sind damit die erste Frau, die sich mit diesem Titel schmücken darf – bisher fanden die Stadtoberen Frankfurts nur Männer dieser höchsten Ehrung würdig, die von der Stadt vergeben wird.

SIMONSOHN: Ich war sehr überrascht, dass man mich ausgewählt hat. Aber die Arbeit, die ich mache, die hat man immer anerkannt, egal wer gerade Frankfurt regiert hat.

TRIBÜNE: Wenn Sie von Ihrer Arbeit sprechen: Sie sind Überlebende des Holocaust und haben als Zeitzeugin unermüdlich in Schulen und Vereinen über Ihre persönliche Verfolgung, die Verfolgung von Juden allgemein, den Widerstand und die Verbrechen der Nationalsozialisten aufgeklärt. Nicht jeder, der den Nationalsozialismus überlebte, hat die Kraft, über die Erlebnisse zu sprechen.

SIMONSOHN: Das verdanke ich nur meinem Mann. Als wir befreit waren und ich meinen Mann wieder getroffen habe, da sagte er: »Wir müssen über das reden, was wir erlebt haben, sonst werden wir es nie schaffen.« Und so haben wir es gehalten. Für mich war das Reden über die Verfolgung absolut natürlich. Meine erste Motivation dazu war der Gedanke, dass ich es den Toten schuldig bin, darüber zu reden, ich bin es denen schuldig, die selbst nichts mehr sagen können. An die Jugend und die Notwendigkeit, ihnen zu vermitteln, was wir unter den Nationalsozialisten erlebt haben, dachte ich zunächst nicht. Sigmund Freud sagt, es gibt keine Zufälle. Mein Mann und ich waren sehr oft in der Evangelischen Akademie in Arnoldshain. Dort gab Martin Stöhr von Anfang an Seminare zur Aufarbeitung der Vergangenheit. Natürlich haben wir mit ihm darüber diskutiert, und als er später gefragt wurde, ob er jemanden hätte, der als Zeitzeuge sprechen könnte, hat er mich in die Anne-Frank-Schule geschickt. So kam ich zu dem, was ich meine Arbeit nenne.

TRIBÜNE: Es war auch sehr nötig, dass jemand über die jüngste deutsche Geschichte spricht.

SIMONSOHN: Ja, das ist mir in den Gesprächen dann klar geworden. Für mich war es wichtig, für die Toten zu reden. Aber ebenso wichtig war es, dass die Jugend die unmittelbare Geschichte kennenlernt.

TRIBÜNE: Seinerzeit ging es in den Familien sehr autoritär zu. Darüber, was sie im »Dritten Reich« gemacht haben, schwiegen sich die meisten Väter und Mütter aus.

SIMONSOHN: Ich erinnere mich daran, dass aus der ersten Generation, vor der ich als Zeitzeugin gesprochen habe, immer wieder junge Menschen zu mir kamen und sich bitter über ihre Großeltern und Eltern beklagten, weil sie ihnen nichts über die Vergangenheit erzählt haben.



TRIBÜNE: Sie haben immer wieder betont, dass Sie keine Schuldzuweisung betreiben: Sie wollen authentisch durch die eigenen Erlebnisse über die jüngste deutsche Geschichte aufklären und so in Dialog mit jungen Menschen treten.

SIMONSOHN: Ich klage niemanden an, das habe ich immer wieder betont und ich stehe dazu. Nach unseren Gesprächen haben mich Jugendliche gefragt: »Wieso können Sie mit uns sprechen, wenn Ihnen die Deutschen das angetan haben?« Meine Antwort war immer die gleiche: »Wieso sollte ich nicht mit euch reden? Ihr habt doch nicht das Mindeste zu tun mit dem, was uns geschehen ist.« Daraus resultiert für mich auch noch eine andere Sache: Zu Beginn meiner Arbeit habe ich sehr viel in Baden-Württemberg gesprochen. Dort haben mich Schüler daran erinnert, dass sie in England und Frankreich als »Enkel Hitlers« diffamiert wurden. Sie wollten wissen, was ich dazu sage. „Das sollt Ihr euch nicht gefallen lassen. Ihr habt nicht das Mindeste zu tun mit den Taten der Vergangenheit. Ihr müsst nur dafür sorgen, dass so etwas nicht wieder passiert. Indem ihr mich zum Gespräch einladet, beschäftigt Ihr euch mit eurer Geschichte und könnt aus ihr lernen. Das sollte jeder tun.«

TRIBÜNE: Es muss eine unbeschreibliche Überwindung gewesen sein, sich die Verfolgung und Deportation in Erinnerung zu rufen und darüber zu sprechen.

SIMONSOHN: Ich weiß nicht, ob ich es für mich als Überwindung bezeichnen würde. Wenn ich aus späterer Perspektive darüber nachdenke, empfinde ich es eher als Teil meiner oder besser unserer Trauerarbeit.

TRIBÜNE: Hatten Sie keine Alpträume, wenn die Gespräche das Erlebte immer wieder ins Gedächtnis gerufen haben?

SIMONSOHN: Nein, Alpträume hatte ich nie. Natürlich nimmt es mich mit, über Theresienstadt und die anderen Dinge zu reden, aber das ist etwas, was zu mir gehört. Es war für mich selbstverständlich, dass ich diese Arbeit machen muss.

TRIBÜNE: Elisabeth Abendroth hat Ihre Erinnerungen aufgezeichnet. Am Anfang steht Ihr Satz „Ich war ein glückliches Kind.“

SIMONSOHN: Ist Ihnen Viktor Frankl, der Logopäde aus Wien, ein Begriff? Er war mit uns in Theresienstadt und dann mit meinem Mann in Auschwitz. Er schrieb darüber, dass so wenige Menschen damals Selbstmord begangen haben und führte es eben auf die glückliche Jugend zurück. Wenn man ein glückliches Kind war, hat man es erlebt, dass die Leute auch gut sind, gut sein können. Das Bewusstsein dafür wird vielleicht ins Unterbewusste verdrängt, aber man verliert es nicht, auch wenn Furchtbares geschieht.

TRIBÜNE: In Theresienstadt haben Sie Ihren späteren Mann Berthold kennengelernt. War das die Hollywood-reife Liebe auf den ersten Blick?

SIMONSOHN: Wie ich meinen Mann kennengelernt habe, das ist eine eigenartige Geschichte, aber dazu muss ich etwas vorgreifen. Seit 1941 war zionistische Jugendarbeit verboten, und ein jüdischer Spitzel machte aus meiner zionistischen Arbeit eine kommunistische, so dass ich nach dem Tod von Reinhard Heydrich 1942 wegen kommunistischer Tätigkeit inhaftiert wurde. Zionistisch

oder kommunistisch, das machte damals einen großen Unterschied, auch wenn ich das erst sehr viel später begriff. Ich war ungefähr fünf Monate in Haft in meiner Heimatstadt und bekam plötzlich Einzelhaft, was für mich furchtbar schwer war. Nur wenn das Gefängnis voll war, wurde ein weiterer Häftling zu mir verlegt. Eines Tages kam eine tschechische Zigeunerin in meine Zelle. Sie war so voller Energie und hat versucht mich aufzumuntern. Dann hat sie etwas gemacht, woran ich nie geglaubt habe. Sie hat meine Hand genommen und gesagt: »Du wirst hier bald herauskommen und den Mann deines Lebens kennenlernen.«

TRIBÜNE: Das hat sie aus Ihrer Hand gelesen?

SIMONSOHN: Ja, genau. Wenn ich das erzähle, weiß ich bis heute nicht, ob sie wirklich aus der Hand lesen konnte oder es Zufall war. Richtig geglaubt habe ich ihre Worte damals nicht, aber sie haben etwas für mich bedeutet und ich habe die Frau nie vergessen. Nach ungefähr fünf Monaten Haft kam ich tatsächlich aus dem Gefängnis heraus. Ich wurde nicht freigelassen, aber ich kam nach Theresienstadt. Das verdanke ich dem deutschen Polizeipräsidenten von Olmütz, denn als angebliche Kommunistin wäre ich ins KZ Ravensbrück gekommen, und Ravensbrück hätte ich wahrscheinlich nicht überlebt. Mein späterer Mann war deutscher Jude, und in den Jugendbewegungen waren wir fast alle Tschechen, aber zwischen deutsch und tschechisch wurde in der Jugendarbeit kein Unterschied gemacht. Meine Freunde, die Chaverim aus der zionistischen Arbeit, mit denen ich auf Hachschara war, also der Vorbereitung auf eine Auswanderung nach Palästina, wohnten in Theresienstadt zusammen. Als einer von unseren Chaverim krank wurde, rief man mich zu Hilfe, weil man wusste, dass ich etwas von Medizin verstehe. Sehen Sie, wären die Nationalsozialisten nicht in Tschechien einmarschiert, hätte ich Medizin studiert – ich habe schon mit 16 Jahren geschwindelt und mich älter gemacht, um einen Kurs des Roten Kreuzes machen zu können. Tatsächlich wurde der Kranke wieder gesund, wenn auch nicht aufgrund meines Könnens, sondern das unseres alten Arztes aus Olmütz, den ich im Lager getroffen hatte. Aber als Belohnung für meine Hilfe wurde ich eingeladen – übrigens als einziges Mädchen – bei einem Vortrag dabei zu sein, den ein Dr. Simonsohn vor den Chaverim halten sollte. Bis heute verstehe ich nicht, warum, aber ich war felsenfest davon überzeugt, ein Dr. Simonsohn sei ein uralter Mann mit weißem Bart und weißen Haaren. Und dann kam er, ohne weiße Haare. Er hat einen blendenden Vortrag gehalten, von dem ich nicht ein einziges Wort verstanden habe, so beeindruckt war ich von diesem Mann. Für mich war es sicher Liebe auf den ersten Blick, für ihn erst viel später.

TRIBÜNE: Es hat gefunkt?

SIMONSOHN: Es hat gefunkt.

TRIBÜNE: Die Ehrenbürgerwürde ist nicht die einzige Auszeichnung, die Sie in diesem Jahr erfahren. Ihr 95. Geburtstag im März wurde von hohen Vertretern aus Kunst, Wissenschaft und Politik im Fritz-Bauer-Institut der Frankfurter Universität gefeiert. Der Saal, in dem die Feier stattfand, erhielt Ihren Namen: An dem neu benannten Seminarraum »Trude Simonsohn-Saal« verweist eine Tafel auf die unermüdliche Arbeit, die Sie seit 1975 als Zeitzeugin geleistet haben.

SIMONSOHN: Das hat mich so überrascht, dass ich es bis heute noch nicht ganz fassen kann

und ich auch nicht sicher bin, ob ich es verdiene. Ich hatte vorher keine Ahnung, das müssen Sie mir glauben, und dann halte ich plötzlich diese Tafel mit meinem Namen in den Händen!

TRIBÜNE: Jede Generation, jede Gesellschaft sieht sich zu unterschiedlichen Zeiten vor unterschiedliche Herausforderungen gestellt. Sie selbst haben viele Erfahrungen gesammelt, als Zionistin, als Verfolgte und Überlebende, als jemand, der sich in verschiedenen sozialen Bereichen engagiert hat. Welchen Rat oder Gedanken würden Sie der jungen Generation aktuell gerne mitgeben?

SIMONSOHN: Das ist eine sehr gute Frage, eine, die mir Jugendliche schon gestellt haben: »Was können Sie uns mit auf den Weg geben?« Auch heutzutage, wo wir über Flüchtlinge streiten und verschiedene Meinungen heftig aufeinandertreffen, ist meine Antwort die gleiche: Das Wichtigste ist, zu jedem Unrecht sofort Nein zu sagen. Sofort. Auch wenn man sich damit unbeliebt macht. Aber die Leute, die Unrecht tun, wissen ganz genau, dass es Unrecht ist. Und wenn jeder sie darauf aufmerksam macht, hat das eine enorme Wirkung. Nach einem Gespräch, das hat mich sehr berührt, kamen Schüler zu mir und sagten: »Frau Simonsohn, wir möchten ja gern so handeln, aber wir haben auch ein bisschen Angst davor.« »Das kann ich vollkommen verstehen. Aber mir genügt schon, wenn ihr Unrecht seht und euch sagt, ›Jetzt hätte ich eigentlich etwas sagen müssen.‹ Schon allein wenn ihr euch dessen bewusst seid, versucht ihr es zum zweiten Mal, und vielleicht klappt es beim dritten Mal.«

TRIBÜNE: Frau Simonsohn, ich danke Ihnen sehr für dieses Gespräch.

Das Gespräch führte Otto R. Romberg.